

Kriegs- und Krisenreporter zählen zu den prominentesten Journalisten.
Aber es ist ein Job, an dem man leicht zerbrechen kann.

Der Schrecken kommt später

TEXT CLAUDIA LANDOLT STARCK

Bilder, die sich auf der Netzhaut einbrennen. Der Anblick des neugeborenen Kindes zum Beispiel. Der sterbende Elternteil, der kahlgeschorene Kopf der krebserkrankten Freundin. Wie viele solcher Bilder verträgt ein Menschenleben: zwei, drei oder vier? Kriegsreporter haben keine Wahl. Momente und Bilder von Tod, Sinnlosigkeit und Barbarei gehören von Berufes wegen zum Alltag. Der Ausnahmezustand ist Normalzustand.

SCHRECKLICHE BILDER. Zum Beispiel Karin Wenger (29). Die junge „NZZ“-Reporterin, gerade mit ihrem Buch „Checkpoint Huwara“ auf Schweizer Lesetour, hält sich wochenlang im Gaza-Streifen auf. Nach Aufenthalt dort kehrt sie in die Schweiz zurück, zu „Ruhe und Distanz“. In ihrem Artikel „Der Splitter im Auge des Bruders“ beschreibt sie die Gefühlslage nach wochenlangem Granatenhagel, Leichengeruch und Kugelgewitter: „Durch die Löcher fallen die Gedanken, die Gefühle und die Kontrolle über sie. Es dauert nur wenige Wochen, bis ich mir fremd bin, weil zu viel von dem herausgefallen ist, was hinter der Haut liegt.“ Sie sieht mit an, was übrig bleibt, wenn eine Familie am Strand picknickt und davon nicht zurückkehrt: „Die Toten werden gekühlt. Kinderkörper in bunter Freitagskleidung. Zwei auf einer Bahre. Kinderköpfe, offen. Blick auf ein halbes Gehirn. Wo ist das Schädeldach? Eine faustgrosse Öffnung, gezackt wie ein Scherenschnitt. Wieso hat niemand das Blut abgewischt? ... Dieser Wunsch, die Bilder aus der Erinnerung zu reissen, sie dann aufzuwischen und wegzuspülen wie Erbrochenes. Manchmal in der Nacht blicke ich in den Kinderkopf.“

Sprachlosigkeit angesichts der Omnipräsenz von Tod und Gewalt, Sprachlosigkeit aber auch angesichts der Normalität nach der Gewalt. Ein Sonnenuntergang, der trügerischen Frieden

verströmt, Kinder, die Fussball spielen – auch in Gaza wird vor allem gelebt.

Hans Christoph Buch (64), Universitätsdozent, Schriftsteller und Kriegsreporter für die „FAZ“ und „Zeit“, kommentiert lakonisch: „Kriegsreporter haben Angst. Dennoch können sie arbeiten, weil der Schrecken sie erst später einholt.“ Der Schrecken darf, kann, soll sie nicht einholen. Vielleicht gibt es da auch Euphorie, einen Adrenalinpiegel, der die Furcht übertönt und das Irrationale erst erträglich macht? Denn irrational ist nicht nur der Krieg, sondern vor allem die Diskrepanz zwischen Kriegsschauplatz und Heimat, den Voyeurismus der Medien zu befriedigen, ein Voyeurismus, den man selbst am allerwenigstens teilen kann. Die Kluft zwischen Boni in Millionenhöhe oder Galgenblasen von Politikern und dem, was man in Israel, Afghanistan oder Kongo zu sehen bekommt, ist schwer auszuhalten. Auch Hans Christoph Buch kann seinen ersten Kriegstoten in Haiti nicht vergessen, dem streunende Hunde oder Schweine, die in Haiti frei herumlaufen „den Brustkorb ausgeweidet“ hatten.

ERINNERUNGEN. Einen Gewöhnungseffekt gibt es nie. Strategien zur Vorbeugung oder Nachbereitung von Traumata jedoch schon. André Marty (43), seit 2004 Israel-Korrespondent von SF DRS und 2006 zum „Reporter des Jahres“ gewählt, hat sich eigene Hilfe geholt für pro-aktive Vorbereitung und Nachbetreuung. „Bei DART-Center, einer Organisation, die sich mit Journalismus und Traumata auseinandersetzt. Ich habe mich mehrmals mit deren Psychologin Fee Rojas in Deutschland getroffen, um bereits vor Einsätzen im Krisengebiet Verarbeitungs- und Einordnungsstrategien zu besprechen. Zudem besuchte ich mehrere Trainings, in denen Journalisten auf Kriegseinsätze vorbereitet werden.“ Trotzdem: Auch die hilfreichste Strategie

ist gegen gewisse Bilder machtlos. Oder wie André Marty sagt: „Einzelne Bilder begleiten einen ein Leben lang. Das muss man als Journalist akzeptieren, wie man auch akzeptieren lernt, dass der Krieg nicht immer zu erklären ist. Ich habe damit aktiv umzugehen. Während des libanesisch-israelischen Kriegs im Sommer 2006 interviewten wir im Bunker einen Mann. Direkt nach unserem Gespräch verlässt der Mann den Bunker und wird von einer Rakete getroffen. Der Geruch der Leichenteile, die Stimme dieses Mannes werden mich auf immer und ewig daran erinnern, dass der Krieg eine menschenverachtende Grausamkeit ist, die sich durch keine noch so „gerechte Sache“ rechtfertigen lässt.“

Marty hat – „zur Einordnung der Emotionen“ – ein Studium des internationalen Völkerrechts begonnen. „Ich vertiefe mich in die rechtlichen Spielregeln des Krieges“, sagt er, „um eben zu vermeiden, anhand emotionaler Kriterien werten zu müssen. Zudem thematisiere ich in meinem privaten Blog auch meinen persönlichen Umgang mit dem Erlebten.“

Sicher sei, macht Marty deutlich, „die Betreuung von Auslandsreportern, aber auch Lokal-, Regional- oder Polizeireporter, die in wie auch immer geartete potenziell traumatisierende Situationen geraten können, wie etwa Verkehrsunfälle, Unwetter-Katastrophen, Krisen und Kriege, eine Bringschuld der Arbeitgeber“ und gehöre zu dessen Sorgfaltspflichten. CNN, BBC und Reuters lassen seine Kriegsreporter regelmässige auf posttraumatische Störungen hin untersuchen. In der Schweiz ist das anders. „Hier besteht ein grosser Nachholbedarf in den meisten Schweizer Redaktionen, weil nicht selten das Bewusstsein für die Trauma-Problematik fehlt,“ konstatiert Marty.

KRANKHEITSBILDER. „Nichts ist erregender als die Wahrheit“ wusste schon Egon Erwin Kisch. Und wer die Wahrheit jenseits des Büroischen sucht, jenseits von Interessengruppen und politischen Lobbyisten, lebt gefährlich. Gewiss auch aufregender. Das Leben wird riskanter, aber auch intensiver angesichts der Katastrophen, über die man berichtet. Nicht zuletzt ist der Krieg ja auch aufregend. „Gu-



ardian“-Berichtersteller James Meek (46) sagt in einem Interview mit dem „Spiegel“: „Neben den Leichen, den Lügen und manchmal, aber viel seltener als man denkt, dem Risiko für die eigene Person erlebt man als Kriegsreporter auch inspirierende Momente. Da-

zu dieses Gefühl von Leichtigkeit: Man kann sich selbst überzeugen, dass man als Reporter von jeder Schuld an den Kriegseignissen absolutiert ist. Gleichzeitig ist man völlig frei von allen Pflichten und Sorgen des normalen Lebens.“

„Die Persönlichkeit eines jeden Krisen- und Kriegsreporters verändert

sich fraglos“, weiss auch Marty. „Daselbe geschieht wohl auch mit Lokal- und Polizeireportern. Heute reagiere ich sensibler auf bewusste menschenverachtende Praktiken oder auf unbegründetes Wegsehen der journalistischen Entscheidungsträger. Es mag auch sein, dass mir das eine oder andere Schweizer Gross-Ereignis nicht zwingend als dermassen bedeutend erscheint; die Welt und das Leben relativieren sich.“

Die Erfahrungen zu synthetisieren kann helfen. Als eine Art Aufarbeitung vielleicht, wenn schon die Gnade des Vergessens erfolglos bleibt. Karin Wenger hält in Schulen Vorträge über das Leben in Gaza, schreibt Bü-

cher. André Marty thematisiert in seinem privaten Blog den Umgang mit dem Erlebten. Und Nahost-Korrespondent Ulrich Tilgner, der stoischste aller Berichter des deutschsprachigen Fernsehens, fertigt Dokumentationen über Krisenregionen an und appelliert in zahlreichen Vorträgen an das Verständnis für andere Kulturen. >>>

>>> Und noch einer hat Anfang November sein Schweigen gebrochen. Carl Just (52). Der langjährige „Stern“- und Ringier-Chefreporter leidet seit über 20 Jahren an einem posttraumatischen Stress-Syndrom, das erst vor 2 Jahren als solches diagnostiziert wurde und ihn den Job gekostet hat. In einem Vortrag über diese Krankheit (post traumatic stress disorder, kurz PTSD) sprach er über seine vermeintlich unerklärlichen Zusammenbrüche alle paar Jahre mit periodisch exzessivem Alkoholmissbrauch und Zuständen, die ihn dem Wahnsinn nahe gebracht hätten. Am schlimmsten sei gewesen, als Simulant zu gelten, „dem man nur mit Strenge und Bevormundung den richtigen Weg zeigen kann.“

NEUE WEGE. Aufklärung tut not, verlangte er damals. An der diesjährigen Herzberg-Tagung des Vereins „Quajou“ wurde er erhört. Just schrieb: „Die Schweiz ist eine Insel des Friedens, eine Insel der Glückseligen in dieser Welt. Deshalb verwundert es nicht, dass traumatisierte Journalisten hier lange, allzu lange, kein Thema waren. Jetzt, endlich, macht der Verein Qualität im Journalismus das Leiden der Berichtersteller nach dem Bericht auch bei uns zum Gegenstand ernsthafter Auseinandersetzung. Dafür gebührt ihm der Dank von uns allen, von welcher Front wir auch immer berichten. It was about time.“ ■

CLAUDIA LANDOLT STARCK arbeitete zwischen 1998 und 2005 beim „Blick“ und lebt jetzt als freie Journalistin mit ihrer Familie in Suhr.
eMail: claudialandolt@bluewin.ch

Wenn Reporter leiden

ES MUSS NICHT IMMER DER ANBLICK VON RAKETENOPFERN SEIN. Seelen lassen sich erschüttern, auch wenn gerade Journalisten ungern darüber sprechen und sich in den Zynismus flüchten. Jüngeren Journalisten setzen Recherchen im Unfall- oder Katastrophen-Umfeld besonders zu. Eine Praktikantin wurde im ersten Arbeitsmonat ins Dorf jenes Mannes geschickt, der nächtens mit seinem Auto unverschuldet zu Tode gekommen ist. Der Auftrag lautete: Fotos aus dem Familienalbum. Eine andere musste das Dorf über das Intimleben eines angeklagten Geistlichen ausfragen. Journalistinnen sind sie geblieben, die Redaktionen haben sie gewechselt. In unbelastendere Gewässer. Der traumatisierte Reporter Carl Just: „Erst in den letzten 15 Jahren hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass auch die Seelen von Journalisten verletzlich sind. Nicht nur die von Kriegsreportern, auch die von Kollegen, die in Überdosis über Verkehrsunfälle, Familientragödien oder Katastrophen berichten. Oder die, die sich bei Recherchen gegen Mächtige und Mafiosi zu weit vorwagen.“

Info: Alles zum Thema Trauma und Journalisten unter: www.quajou.ch